

Der Spiegel.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Mode, Literatur, Kunst, Theater.

Zwanzigster Jahrgang.



Redakteur: Sam. Rosenthal. Verleger: Fr. Wiesen's Wittve und S. Rosenthal.

1847.

Posth und Ofen, Mittwoch, 5. Mai.

36.

Der Schmied und seine Braut.



Von W. S. Niesl.

Der junge Grobschmied König vom Weyher stand vor dem Ambosse. „Lumme dich, Gesell! den Last gehalten!“ rief er lachend, indes er den schweren Hammer leicht u. sicher durch die Luft schwang, daß die Funfengarben beim Niederschlag den ganzen dämmerigen Raum durchsprühten und erleuchteten. Dem Gesellen ging's nicht so sink ab — denn er war — eine nette zwanzigjährige Bauerndirne. Aber sie führte wahrhaftig ihren Hammer auch nicht schlecht. Das war eine nervige Muskulatur an dem sonnengebräunten Arme und doch zugleich in gar anmuthigen Linien ausgerundet! War eine Reihe tüchtiger Streiche geführt, dann stellte der Schmied den Hammer auf den Amboss, stützte den linken Ellbogen auf den Stiel, bog sich mit dem rechten Arm hinüber zu dem Mädchen, küßte sie, und gleich ging's wieder lustig fort in der Arbeit. Manchmal nannte er sie zärtlich beim Namen, und fügte er auch kein Wort hinzu, so lagen doch ganze lange Sätze in dem Tone, der auf dem einschmeichelnden Worte „Leisa“ ruhte — also sagte man in alten Zeiten in jener Gegend statt Elise. Doch — wir wissen ja noch nicht, in welcher Gegend wir eigentlich sind. Wenn Ihr gerade ausschaut vom Eingange der Schmiedewerkstätte, die auf einer Anhöhe vor dem Dorfe Löhnberg liegt, dessen sechzig

Familien auf die alte Ringmauer u. die Stadtprivilegien nicht wenig sich zu Gute thun, so seht Ihr die Lahn zu euren Füßen strömen. Sie hat eben die Grafschaft Solms (wir leben im Jahre 1652) verlassen, um in ein Gebietstheilen der Grafen von Nassau-Ragenellbogen einzutreten. Das Gebirg beginnt steiler das Flußthal einzuengen, in fast senkrecht jähem Fall steigt ein bewaldeter Berg der Werkstätte des Schmiedes gegenüber zu dem stillen, dunkelgrünen, schilfgesäumten Wasserspiegel nieder, und rechts im Vordergrund erhebt sich auf Felsklippen das Jagdchloß, welches Herr Graf Georg von Dillenburg vor Jahren stattlich hatte wiederherstellen lassen. Schmähet mir diesen Landstrich nicht, die rauhe Schönheit dieser Gauen, den armen, ehrenfesten Menschenschlag! Wir wollen ein wenig vortreten vor des Schmiedes Thür, dann blicken wir links in ein weites, lustiges Wiesenthal, und sehet! die wohlgeschützte Mittagsseite seiner Berghänge deckt ein Rebge- lände. Dort wächst der Löhnberger Rothe, der war berühmt in alter Zeit, und noch mehrere Menschenalter nach den Tagen, da König mit Leisa, seiner Braut, am Amboss stand, bewirthete Graf Wilhelm von Braunsfels die Herren des Wehlaer Reichskammer-Gerichtes mit einem Weine, den er eine Stunde über Löhnberg selbst gezogen im heißen Jahre 1719, und als der gräßliche Wirth nach der Tafel den Gästen zu errathen aufgab, was für Wein man wol getrunken, vermeinten die Herren, das sei ein kostbarer Burgunder gewesen.

Es war früh Morgens zwei Uhr, da die Weiden in der Schmiede schon so scharf drauf los arbeiteten. Hätte ihm sein Schatz nicht den seltsamen Liebesdienst geleistet, so würde König schwerlich einen Gesellen haben aufstreiben kön-

nen. Ein Gericht Gottes, so sagten fromme Leute, war über das Land gekommen; als ein böser Engel mit dem Schwerte zog die Pest durch Städte und Dörfer. Fast alle Handtierung stockte, der Verkehr lag darnieder; wie mit dämonischer Gewalt hatte der Schreck über die jähe Gefahr Geist und Sinn des Volkes gefangen genommen, so daß sich jener Epidemie eine zweite, die der verzweifelnden Muthlosigkeit, zuzugesellen drohte. Wer starb, der war durch Gottes Finger als ein Schuldiger bezeichnet, und man stritt, ob ihm ein ehrlich Begräbniß zu gönnen sei. Vor drei Wochen noch hatte Tönges seinen verstorbenen Vetter auf einer Leiter selbst aus dem Hause tragen müssen. Jetzt aber erging ein geistliches Rundschreiben an alle Gemeinden, darin mit kräftigem Bibelwort bewiesen stand, daß man auch in diesen allgemeinen Sterbensläufen dem Tode freudig sich fügen müsse, und wer in gegenwärtiger Lage nur in dem Herrn absterbe, der werde auch künftig in Christo wieder auferstehen, und also sei er nicht bei Nacht ohne kirchliche Zeremonien unter die Erde zu scharren. — Der Schmied war fast der Einzige im Dorfe, der sich den frischen Muth bewahrt, und wie der allgemeinen Todesangst zum Troste, liebte er sein Mädchen heißer und fröhlicher als jemals. — „Fürchtest du dich nicht mehr Tönges?“ fragte Leisa lächelnd und legte den Hammer nieder. — „Unser Stündlein kommt, ehe wir's uns versehen,“ antwortete Tönges. „Dazu brauchst's die Pest nicht. Sollte ich aber sterben müssen, dann denke ich an dich und spreche: ich habe wohl gelebt.“ — „Ei, nicht die Pest meine ich!“ rief Leisa, „ich meine den Schultheißen. Ja, Tönges, du hast mir ein Großes zu Lieb' gethan, da du um meinetwillen schön vor der Morgenglocke die Kohlen einzulegen wagtest und nicht in mich drangst, dir zu sagen, weshalb ich des Nachmittags nicht schmieden kann u. wo ich mich zu dieser Zeit umhertreibe. Daran habe ich recht erkannt, daß du mich über Maßen liebst.“ — Leisa schmiegte sich an die breiten, kräftigen Schultern des Schmiedes. Dann flüsterte sie ganz heimlich: „Als ich heute früh durch die Gäßchen zur Schmiede schlüpfte, hat der Ortsdiener aus dem Fenster geschaut und mir zugerufen: Jüngferchen, ich will Sie gewarnt haben! Der Schultheiß will's just nicht wissen, daß Ihr mit eurem Tönges vor der Morgenglocke die Kohlen einlegt; wenn er's aber einmal wissen will, dann läßt er euch Beide in den Thurm stecken!“

Es war nämlich selbiger Zeit ein streng Gesetz ergangen in den nassau-oranischen Landen, daß kein Schmied seine Esse heizen solle, bevor die Glocke vier geschlagen und das Morgenglocklein geläutet habe. Denn auf den Dörfern brachen wiederholt Feuersbrünste aus, denen man

bei den strohgedeckten Lehmhütten des Gebirges kaum wehren konnte, veranlaßt durch das Schmieden in der Frühe, wann die Nachbarn noch im Schlafe lagen; u. zudem riß die Unfütte, schon um zwei Uhr vor dem Amboße zu stehen, meist doch nur deshalb ein, weil Meister und Gesellen des Nachmittags, der Arbeit ledig, in den Schenken umherschlendern wollten. — Tönges und Leisa machten sich übrigens wenig aus des Ortsdieners Warnung. Sie hätten freilich wegen des Schultheißen in Unruhe sein dürfen; allein in Zeiten, wo der Tod zu jeder Stunde über unsere Schwelle schreiten kann; fürchtet man sich nicht vor dem Schultheißen von Löhnberg.

Es ist wol traurig, einsam in der Fremde zu erkranken, wo man verlassen liegt, ein ungefreundeter Mann, wo kein liebender Mund uns Muth einspricht, wo keine Hand einer Mutter oder Gattin besorgt das Kissen und glatt streicht. Da fühlt man recht, was „vergessen“ und „verlassen“ für schreckliche Worte sind. Aber es gibt ein noch schrecklicheres Wort, das heißt „verstoßen.“ — Leisa schlüpfte schein durch den Garten hinter des Schulzens Haus, der wüste lag in dieser traurigen Zeit, die Beete von Nesseln, Quecken u. Nachtschatten überwuchert, die Obstbäume durch Moos und Flechten verberbt. Leisa's Auge blickte ernst, aber der Abglanz einer stillen, seligen Freude spiegelte sich darin; das war der heimliche Gang — die Sonne stand etwas über Mittag —, von dem Tönges nichts wissen durfte und um deswillen sie Morgens so früh schmiedeten. Sie trat durch eine Hintertür in die Scheuer. Auch hier sah es öde genug aus. Die Räume oben und unten waren leer. Nur in dem dunkelsten Winkel fanden sich noch ein Paar Gebund Stroh aufgehäuft, und zwischen diesen etwas altes Bettwerk. Leisa schlich sacht hinzu. Ein altes, krankes Weib lag in den Strohbindeln und Kissen.

„Wie geht es euch, Frau Katharina?“ sprach das Mädchen in milbem, herzlich theilnahmvollem Tone. Da erhob sich die hinfällige Gestalt ein klein wenig und erwiderte mit matter Stimme: „Die Menschen haben mich verlassen, aber halb nimmt der Herr mich auf!“ — Leisa stellte das Körbchen, welches sie mitgebracht, nieder und bot der armen Frau eine Erfrischung. Sie winkte aber abwehrend mit der Hand u. sprach: „Thu mir nur noch einen Liebesdienst, Leisa, und schicke mir den Pfarrer her.“ Darauf erwiderte Leisa: „Der Pfarrer ist ins Hessenland geflohen vor der Pestilenz; aber weil Ihr's gestern schon gewünscht, habe ich den Glöckner bestellt, der hält in dieser Noth die Kirche und reicht die Sakramente.“ — Frau Katharina zog aus einem Täschchen, welches sie in ihrem Kleide verborgen hatte, zwei starke silberne Armspan-

gen
noch
heiß
bel e
gen
wäh
Ghel
gar
müß
volle
mel
Zah
Du
getri
Nim
däch
vor
mal
und
nicht
chen
Men
Spa
in ih
„Es
weiß
um
nicht
euch
aber
Freu
muß
„Wie
Kath
der
zusam
ner
Herr
nicht
verste
tend
Verse
sen,
D
che.
Glöck
dunk
Leisa
Da a
bens
Zurck
entste
den
zurück
Glöck
Sie,
Sie
Beid
sprac

gen und sprach: „Merke auf, Leisa! Da ich noch eine Jungfrau war, schenkte mir der Schultzeheiß, mein Verlobter, diese Spangen. Mit Jubel empfing ich sie — unter Kummer und Sorgen habe ich sie wie ein Heiligthum bewahrt während der langen traurigen Ehe. Als mein Eheherr, schon lange meiner müde, mich endlich gar verlassen, krank und hilflos, meinte er, ich müsse es noch gnädig nennen, daß er mich nicht vollends hinaus gestoßen unter den freien Himmel, in die Wildniß, wie in meinen jungen Jahren wol Viele an ihren Kranken gethan! — Du allein hast dich meiner angenommen, mich getröstet und erquitt in diesen bangen Tagen. Nimm diese silbernen Spangen zu meinem Gedächtnisse. — Was war mein Leben, daß mir's vor dem Tode bangen sollte? Es muß doch einmal gestorben sein, und wenn ja selbst Kaiser und Könige daran müssen, darf sich unser eines nicht zu hart beklagen. Und ich darf wol sprechen: es ist besser, in des Herrn, als in der Menschen Hand fallen.“ — Leisa nahm die Spangen mit thranendem Auge und wickelte sie in ihr Halstuch. Da sprach Frau Katharina: „Es flimmert mir vor dem Gesicht! Leisa, ich weiß nicht, wie ich dir danken soll, was du um Christi willen an mir gethan!“ — „Redet nicht davon,“ flüsterte Leisa. „Seht, ich kannte euch freilich kaum, bevor Ihr so elend waret, aber da ich sah, daß euer Mann und die ganze Freundschaft recht wie Heiden euch verlassen, mußte sich wol mein Herz erbarmen.“ — „Mich pakt etwas eiskalt an den Füßen,“ sprach Katharina in gebrochenem Tone. — „Das muß der Tod sein, dachte Leisa entsetzt. „Raßt euch zusammen, gute Frau! Eben sehe ich den Glökner durch den Garten kommen.“ — „Liebster Herr Jesus, du wollest's meinem Ehegemahl nicht anrechnen, daß er mich in der letzten Noth verstoßen!“ murmelte Katharina und faltete bestend die Hände und sank zurück und sprach im Verschweiden: „Die Menschen haben mich verlassen, darum nimmt mich der Herr zu sich auf!“

Das Mädchen blickte schweigend auf die Leiche. Sie wollte sich eben entfernen, als der Glökner in die Scheuer trat. Er schaute in den dunkeln Winkel. „Sie ist todt!“ sagte er, und Leisa wiederholte: „Sie ist todt! Ihr ist wohl!“ Da aber pakte sie plötzlich der Schauer des Lebens vor dem Tode, die bis dahin ungekannte Furcht vor der Pest kam über sie, sie schaute die entstellte Leiche an, die so unheimlich zwischen den Strohbindeln und dem alten Bettzeug tief zurück gesunken lag, und wollte entfliehen. Der Glökner aber griff sie fest beim Arme. „Weibe Sie, Jungfer Leisa,“ sagte er, „was fürchtet Sie sich? Der Himmel will es nicht, daß wir Beide an dieser Suche sterben sollen!“ Und das sprach der Glökner wie ein Prophet, und seine

kleine Gestalt erschien dem Mädchen groß und ehrwürdig; das von Noth und Arbeit und frühen Kriegsstrapazen tief gefurchte Gesicht nahm einen wunderbar schwärmerischen Ausdruck an. Es ist, als sei auf seiner Stirn zu schauen, daß ihm gar seltsame Gedanken und ein groß Geheimniß eben durch die Seele gehen. Die Bauern flüsteren sich zu, der Glökner sei von Gott oder, wenn dies nicht, zum Wenigsten vom Teufel vor andern Menschen begnadet.

(Fortsetzung folgt.)

Satyrische Briefe.

Von Fried. Stump.

Briefe eines Redakteurs an einen Theater-Direktor.

Ihr Wohlgeboren! Da Sie nun von Dstern an den Musentempel (vulgo Theater) unserer Stadt als Beherrscher übernehmen, so ist es nicht mehr als billig, daß ich, als Redakteur, mithin als Vorstand u. Leiter der ästhetischen Partei und, so zu sagen, oberste Stelle des Kriteriums, Ihnen zum freundlichen Willkomm' die Hand biete. Denn Kritik und Kunst sollen ja Hand in Hand gehen, obwol sie sich nicht selten die Faust zeigen. Um jedoch das Gesagte durch die That zu beweisen, bin ich hiemit so frei, Ihnen mit meinem verbindlichsten Danke die drei Stük Freikarten, welche Sie mir einsandten, hier beifolgend, wieder zurückzustellen. — Freibillete sind die Irrwische, um jugendliche Talente, statt sie zu leiten, desto sicherer auf die unrechte Bahn zu verlocken. Freibillete sind die auf Wappendekel geschriebenen Empfehlungsbriefe, um die so theure Kritik billig zu machen; Freibillete sind für den wahren Künstler ein ecker Knochen, den er aus Barmherzigkeit unter die Kläffer-Schar wirft, damit sie doch etwas zu nagen habe! Freibillete aber, für den ehrenhaften Kritiker, sind eben so viele gedruckte Sottisen!! — Dies meine Ansicht. —

Oder glauben Sie, daß es je einen Redakteur geben werde, der dafür sich entscheiden möchte, daß die Kritik nur dann frei auftreten könne, wenn sie auch frei eintritt? — Wo wäre der Redakteur, der wegen Nichtzusendung von Freikarten, nun mit erkaufter Karte — falsches Spiel triebe? — Welcher ehrenhafte Redakteur würde sich herbeilassen, das Gute schlecht, das Seltene alltäglich zu nennen, weil er alltäglich den Eintritt bezahlen muß? — Wo sünden Sie einen Redakteur, bei dem kein künstlerisches Streben anerkannt wird, bei dessen Wahrheitsliebe Sie umsonst anklopfen, weil Sie ihm nicht umsonst aufgethan?! — Kein Redakteur, ich behaupte es, möchte seiner

Würde es angemessen finden, wenn der Vorstand eines Musentempels mit irgend einer neuen Piece nicht reussirt, so zu sagen, abrennt, noch — Del hinzuzugießen, und dies nur aus dem Grunde, weil ihm keine Freikarte wurde!!! — Mein Herr Direktor! solch' einen Redakteur gibt es nicht; denn wir Alle würden einen Mann, der so nur zu denken, geschweige denn, zu handeln wagte, niemals als unsern Kollegen anerkennen, sondern ihn der öffentlichen Verachtung Preis geben.

Mein Herr!

Es grüßt Sie:
Edmund D h n e s c h e u,
Redakteur.

Eduard und Kunigunde.

„Ritter! euer tolles Treiben

Ist mir schon zu viel,
Euer Lieben, Seufzen, Sehnen,
Führt zu keinem Ziel.

Eure Burg liegt in Ruinen,
Wo die Gule wacht,
Küst'ge Streiche haben frühe
Euch herab gebracht.

Meine Tochter braucht vor Allem
Einen Rittermann,
Reich an Gold und reich an Ahnen,
Der sie freien kann.

Tapf'rer Ahnen zählt ihr viele,
Doch es füllet nit
Die Erinnerung ihrer Thaten,
Euer'n Appetit.

D'rum bleibt ferne meinem Hause,
Freien könnt Ihr nicht,
Und zur Lieb' braucht Kunigunde
Keinen armen Wicht.“

Eine Mutter gleich Medusen
Sprach dies harte Wort,
Und mit traurigen Geberden,
Sieht Herr Eduard fort.

Doch ihm ward in fernen Gauen,
Eine schöne Braut,
Reich, mit vierundsechzig Ahnen
Valbigst angetraut.

Kunigunde saß verlassen
Dort auf Drachenstein,
Denn beim alten Drachen kehrte
Mehr kein Ritter ein.

Weibe sahen sich einst wieder
Nach geraumer Zeit,
Er als Vater vieler Kinder,
Sie als alte Maid.

D. —

Theater- und Musikzeitung.

S a m b u r g. Gestern (27 Apr.) Abend ward unser neuorganisirtes Stadt-Theater mit der Weber'schen Jubelouverture, einem Festspiele des Dr. Bruß u. Goethe's „Egmont“ eröffnet. Der

Erfolg war so glänzend, wie man ihn im Interesse der erneuten Anstalt, welche, zu ihrem würdigen Gedeihen, vor allem der Theilnahme, des Wohlwollens unseres Publikums bedarf, nur irgend wünschen konnte. — Schon das Aeußere des Lokales, in seiner geschmackvoll prächtigen Ausstattung, war vollkommen geeignet, die Zuschauer von vorn herein in eine festlich erhöhte Stimmung zu versetzen, eine Stimmung, die sich nicht nur gleich Anfangs in der lebhaften Aufnahme der Festouverture, sondern auch in dem Hervorrufe kund gab, mit welchem, unmittelbar nachdem der Vorhang in die Höhe gegangen, die beiden Direktoren bewillkommt wurden.

* Unter dem Namen „Théâtre étranger“ soll in Paris ein neues Theater konzessionirt werden, welches ausschließlich der Aufführung von ausländischen dramatischen Werken verschiedener Sprachen gewidmet ist. Auf diesem Theater soll jährlich nur sechs Monate lang gespielt werden und man will in dieser Zeit jedes Mal 15 deutsche, 15 spanische, 15 englische und 15 italienische Dramen zur Aufführung bringen.

* Einem Gerüchte zufolge würde Frau v. Owen (Charlotte v. Hagn) zum Theater zurückkehren und in ihr früheres Verhältniß zur Berliner Hofbühne wieder eintreten (?)

Mignon - Zeitung.

Wien. Sr. k. k. Hoheit der durchlauchtigste Erzherzog **Carl Ludwig** — einer der größten Männer unsers Jahrhunderts — starb am 30. April d. J. zu Wien im 76. Jahre seines Alters. Die „Sonntagsblätter“ enthalten folgendes über die Ceremonien: Montag, den 3. Mai, Abends 8 Uhr, Uebertragung in die Hofburgpfarrkirche. — Dienstag, den 4. Mai, Morgens 8 Uhr, Exposition; Nachmittags 3 Uhr, Uebertragung des Herzes zu den Augustinern, u. um 5 Uhr Nachmittags feierliche Leiche bei den Kapuzinern und Ueberführung der Eingeweide nach St. Stephan. Den 4., 5 Uhr Nachmittags, haben die geheimen Räte, Kämmerer u. Truchessen, in der Kapuziner-Hofkirche zum feierlichen Begräbniß neiland Sr. kais. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Carl Ludwig in der Hoftrauer zu erscheinen. Mittwoch, den 5. Mai, Nachmittags um 5 Uhr, ist die Vigil, und am darauf folgenden Tage, Vormittags um 11 Uhr, das Seelenamt in der Hofburgpfarrkirche, wozu der Hofstaat in schwarzer Kleidung erscheint. Donnerstag, den 6., um 11 Uhr, Seelenamt. — Die Hoftrauer, welche vermöge allerhöchster Anordnung, am Dienstag den 4. Mai 1847 angezogen und durch sechs Wochen mit folgender Abwechslung getragen wird: die ersten vier Wochen, d. i. vom 4. bis einschließig 31. Mai, erscheinen die allerhöchsten und höchst

sten Herrschaften, dann die k. k. geheimen Rätthe, Kämmerer u. Truchessen in schwarzer Kleidung, mit angelaufenen Degen u. Schnallen; die letzten zwei Wochen, d. i. vom 1. bis einschließig 14. Juni, in erwähneter Kleidung, mit gefärbten Degen und Schnallen, oder in beiden Abwechslungen in der kleinen Uniform, mit dem Flor am linken Arme; auch nach dem Grade der Hoftrauer, mit angelaufenem Degen.“

Paris. Der englische Botschafter in Paris hat sich durch eine Unschicklichkeit, die er in diesen Tagen begangen haben soll, auf die Dauer unmöglich gemacht. Sie erinnern sich, — wird einem rheinischen Blatte aus Paris geschrieben — des letzten Balles, welchen Lord Normanby im Monat Februar gab, aus dessen Anlaß er mit Herrn Guizot in Konflikt gerieth. Viele vornehme Damen des Faubourg St. Germain, obwohl sie weder in den Tuileries noch in den Salons des Srn. Guizot zu erscheinen pflegen, glaubten aus Patriotismus sich enthalten zu müssen, dem damaligen Ball des Lord Normanby beizuwohnen. Lord Normanby, darüber beleidigt, wartete auf eine passende Gelegenheit, um sich an jenen Damen zu rächen. Ohne seinen Groll im geringsten ahnen zu lassen, veranstaltete er am verflossenen Mittwoch (14. v. M.) eine soirée dansante, die äußerst zahlreich und glänzend ausfiel. Um ein Uhr nach Mitternacht wurde das Souper für die Damen zuerst servirt welche sämmtlich an einer einzigen Tafel Platz nahmen. Zwar fiel es einigen Damen auf, daß Lady Normanby nicht wie gewöhnlich unter ihnen sich niederließ, um die Honneurs der Tafel zu machen, aber da mehrere andere Damen im Konversations-Salon zurückgeblieben waren, so glaubte man, sie wolle aus Delikatesse nicht jene Damen allein lassen. Doch wie wurden nicht alle Umstehenden betroffen, als plötzlich eine Art Vorhang zurückgezogen und eine ungemein ausgeuchte Tafel von 16 Kouverts sichtbar wurde, woran Lady Normanby mit eben so vielen nicht-französischen Damen Platz nahm. Bei diesem Anblick wollten viele Damen der andern Tafel sich beleidigt zurückziehen, als die junge Herzogin v. S. lächelnd ausrief: „Man hat uns an die Dienstbotentafel gesetzt. Wie speisen denn die Herrschaften?“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als sämmtliche Damen der ersten Tafel lachend und scherzend aufstanden und die Tafel der Lady Normanby zu mustern angingen, jede Speise, jedes Stück des Tafel-services wurde beäugelt und mit ironischen Bemerkungen begleitet, bis Lady Normanby schamroth ebenfalls aufstand und die übrigen Damen ihrer Tafel das Nämliche thaten. Die beleidigten Damen zerstreuten sich dann durch alle Gemächer, wo sie den Cavalieren mit komischer Uebertreibung die ganze Szene erzählten, so daß Lord u. Lady

Normanby keinen Schritt mehr machen konnten, ohne boshaftes Gelächter zu hören. Man ließ so noch eine volle Stunde den Hausherrn und die Hausfrau eine wahre Folterpein bestehen und entfernte sich dann mit dem festen Vorsatz, nie mehr eine Einladung von ihnen anzunehmen. Daß nach einem solchen Auftritt Lord Normanby nicht mehr in Paris leben kann, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

London. Welche seltsame Wendung nimmt das Leben manches Mannes unter den Engländern, welche in der ganzen Welt umherkommen! So spricht man jetzt von einem gewissen Tom Hardy, der auf einer der Südseeinseln ein kleiner Napoleon geworden ist. Ein englisches Schiff legte an der Küste jener Insel an unter den Wilden, die herbeikamen, befand sich auch ein Weißer, tätowirt wie die übrigen und naht gleich diesen. Er war wie er erzählte, vor zehn Jahren von einem Schiffe entflohen und als souveraine Macht mit einer Flinte, Pulver und Blei ans Land gestiegen, bereit, auf eigene Faust Krieg zu führen. Die verschiedenen Könige der großen Thäler des Landes bekriegten sich unter einander. Mit einem derselben, der ihm zuerst Anerbietungen machen ließ, schloß er ein Bündniß u. so wurde er, was er jetzt ist, der Feldherr des Stammes und der Kriegsgott der ganzen Insel. Seine Thaten u. Feldzüge sind wunderbarer als die Napoleon's. Bei einem nächtlichen Angriffe schlug seine unbeflegliche Flinte, unterstützt von der leichten Infanterie der Wurfspieße, zwei ganze Volksstämme, und am nächsten Morgen lagen alle übrigen zu den Füßen seines königlichen Bundesgenossen. Auch blieb sein häusliches Glück hinter dem des Korsen nicht zurück; drei Tage nach seiner Ankunft im Lande erhielt er die wunderbar tätowirte Hand einer Prinzessin und mit ihr als Mitgift fünfzig doppelt geflochtene Matten von gespaltenem Grase, vierhundert Schweine, zehn Hütten in den verschiedenen Theilen des Landes und ein Edikt des Königs, das ihn für heilig und unverlezt erklärte. Er war, wie er seinen Landsleuten erzählte, vollkommen mit seiner Lage zufrieden und sehnte sich nicht nach seiner Heimath zurück. Dort war er als Findling in die Welt gestoßen worden; er kannte von seinen Eltern so wenig, wie von denen Odins, war als Knabe dem Waisenhause entflohen, zu Schiffe gegangen, und als er die harte Behandlung dort nicht länger ertragen konnte, unter die Wilden gegangen, wo er, wie er mit Bitterkeit hinzusetzte, endlich menschlich theilnehmende Herzen gefunden hatte.

London. Die bekannte Madame Weiß wäre beinahe ein Opfer der Lynch-Justiz geworden. Mad. Weiß hatte hier sehr viel Geld verdient und ihre 48 kleinen Wiener Tänzerinnen waren die Löwinen des Tages. Ein großer Masken-

zug fand zu Ende des Karnevals statt, und die Festordner beschloffen, die 48 Tänzerinnen auf einem, von 8 Pferden gezogenen Schlitten dabei paradiren zu lassen. Mad. Weiß weigerte sich, ihre Kinder so umsonst zu zeigen und schlug die Schlittenpartie aus. Hiedurch beleidigte sich eine große Anzahl einflussreicher Personen, und es war ein förmlicher Krieg gegen sie organisiert. Bald liefen dunkle Gerüchte über schlechte Behandlung der Kinder um, denen andere noch schrecklichere folgten; zuletzt erklärte ein Journal: Madame Weiß habe die Kinder nur deswegen nicht an der Schlittenpartie Theil nehmen lassen, weil diese in Lumpen gehüllt, Hunger, Durst, Kälte litten und ihr Erscheinen bei Tag die Spuren der schrecklichsten Mißhandlungen zeigen würde. Dieser Journalartikel reichte hin, um die ganze Bevölkerung von Boston in Aufregung zu bringen; eine ungeheuere Menschenmenge versammelte sich vor der Wohnung der Mad. Weiß mit dem festen Vorsatze, die Kinder aus den Händen ihrer tyrannischen Pflegmutter zu befreien. Die Vermögenden verlangten, daß man Mad. Weiß entkleiden, mit Theer bestreichen, dann in Fesseln wälzen und so lebendig verbrennen solle — ein sehr beliebter Modus der Lynch-Justiz. Schon waren alle Fenster von Steinwürfen zertrümmert, das Haus wurde gestürmt, und die größte Gefahr drohte der guten Wiener Sklavenhändlerin, als die Behörden mit Konstablern und Soldaten kamen und mit großer Mühe u. Ueberredungskunst die Volksmenge von ihrem Vorhaben abstecken machten, wogegen die Behörden sich der Mad. Weiß zu versichern und eine strenge Untersuchung einzuleiten versprachen. Dieses wirkte; die Menge verließ sich, die Untersuchung fand statt, aber Mad. Weiß beilte sich, nach Newyork zurückzukehren, und hat ihr Vorhaben, die südlichen Staaten der Union zu bereisen, ganz aufgegeben.

Paris. Die Herren Baucher und Laurens waren wegen Verkaufs gebrauchter Blutegel angeklagt, und der Gerichtshof hatte Magendie als Sachverständigen beauftragt, einen Bericht abzustatten. Um nun Magendie zu gewinnen, machte Madame Laurens ihm einen Besuch, bat ihn um eine sorgfältige Prüfung und ließ beim Weggehen ein Paketchen auf dem Tische liegen, welches nähere Beweisstücke enthalten sollte. Statt dieser fanden sich jedoch darin drei Bankbillets zu 1000 Frs. und folgendes nicht unterzeichnete Schreiben: „Ich bitte Sie eigentlich dahin zu wirken, daß die Herren Baucher und Laurens von der Anklage entbunden werden. Ihre kostbare Zeit erlaube ich mir durch Einlage zu vergüten; mein Besuch bei Ihnen wird ein ewiges Geheimniß bleiben.“ In Folge dieses von Magendie der Polizei angezeigten Vorfalles stand Madame Laurens dieser Tage vor

dem Zuchtpolizei-Gerichte und ward trotz aller vorgebrachten Entschuldigungen wegen versuchter Bestechung eines Arztes zu einem Monat Gefängniß und 300 Fr. Geldstrafe verurtheilt. Die zurückgelassenen 3000 Frs. wurden außerdem zu Gunsten der Hospitälär konfisziert.

Nizza. In unserer Stadt herrscht in diesem Augenblick eine außerordentliche Aufregung. Eine englische Dame von seltener Schönheit war auf dem Punkt, sich mit einem jungen Engländer von vornehmer Familie zu vermählen. Von einem leichten Unwohlsein befallen, verlangte sie von ihrem Arzt, einem englischen Doktor, ein beschwichtigendes Mittel. Dieser gibt ihr einen Trank, auf welchen das fürchterlichste Erbrechen folgt; trotzdem reicht der Arzt der Kranken noch zwei Dosen desselben Mittels und die Dame stirbt. Der Schmerz der Mutter über den Verlust der einzigen Tochter grenzt an Verzweiflung und Wahnsinn. Der Fall erregt allgemeine Bestürzung u. Gerüchte von einer Vergiftung kommen in Umlauf. Da befiehlt der Arzt, ohne Autorisation, die Sektion der Leiche; obgleich seit dem letzten Pulsschlag des armen Mädchens noch keine 6 Stunden verlossen waren. Das Blut sprang, — die Kranke war noch nicht gestorben, sie lag nur in einer Lethargie. Nichtsdestoweniger soll der Arzt seine Operation fortgesetzt haben, Leber, Lunge und Herz des Mädchens wurden herausgenommen, gewaschen und in Stücke zerlegt, „um die Ursache der Krankheit zu ergründen.“ Erst am folgenden Morgen traf die gesetzliche Autorisation zur Sektion der Leiche ein. Der Arzt verschwieg, daß dieselbe bereits stattgefunden und gab vor, die Dame sei am Nervenkrampf gestorben. In dessen erreichte in ganz Nizza die Erbitterung gegen den Arzt, dem man Obiges nach erzählt, den höchsten Grad und der Beschuldigte wurde trotz der Protestation von Seiten seiner Landsleute, die auf ihre Unverletzlichkeit im fremden Lande pochten, in das Gefängniß abgeführt. Man ließ die Leiche des unglücklichen Mädchens wieder ausgraben, um eine Untersuchung anzustellen und in Folge derselben wurde der Arzt wieder auf freien Fuß gesetzt. Da schlug ihm das Volk anklägerische Schriften an die Hausthüre und er mußte flüchten, um seiner Wuth zu entgehen. Die Aufgeregten wollten sein Haus demoliren und man erzählt, daß sich 80,000 Fr. Gold in demselben vorgefunden hätten. Weiter wird behauptet, eine fremde Dame, die in den jungen Engländer, der das verstorbene Mädchen heirathen sollte, verliebt gewesen, sei dieser furchtbaren Katastrophe nicht fremd. Aber alle die Gerüchte, welche durch die Stadt gehen, entbehren der Beweisgründe und der innere Zusammenhang des eigenthümlichen Vorfalls ist als noch unermittelt zu betrachten.

Etwas von Allem. Der Prozeß des Schriftstellers Dr. Eduard Meyen in Berlin ist am 24. v. M. in zweiter Instanz zur Entscheidung gekommen. Die Sitzung war bei geschlossenen Thüren. Der Advokat-Anwalt Herr Volkmar hatte, wie schon in der ersten Instanz, die Vertbeidigung des Angeklagten übernommen. Das Urtheil der ersten Instanz wurde bestätigt. Danach ist Herr Dr. Meyen wegen Majestäts-Beledigung zu zwei Jahren Festungsstrafe verurtheilt worden. (Gegenstand der Anklage war bekanntlich die Vorlesung zweier Gedichte in einem öffentlichen Lokale.)

** (Die periodisch wiederkehrende Hungersnoth.) Aus einem Bericht über die Hungersnoth, von welcher Europa im Laufe von fast einem Jahrhundert heimgesucht worden, geht hervor, daß schlechte Ernten periodisch nach 10 bis 12 Jahren wiederkehrt sind und daß ferner ein Jahr, welches sich nach ungefähr 54 Jahren wiederholt, noch schlechter als die andern ist. So z. B. waren 1762, 1772, 1793—94 (große Hungersnoth zur Zeit der französischen Revolution), 1804, 1815—16, 1825—26, 1836—37, 1846 bis 47 Hungerjahre. Die große Hungersnoth der Jahre 1793—94 scheint in obiger Weise der des gegenwärtigen Jahres zu entsprechen.

** (Geräuschloses Fuhrwerk.) In London ist neulich eine neue Art von Lohnkutschen zum Vorschein gekommen, welche den Vortheil haben, daß sie nicht rasseln und stoßen, obwohl sie ohne Federn sind. Die Wagen sind sehr niedrig am Boden, werden von hinten bestiegen und die Sitze sind seitwärts. Ein hohles, aus Gummi-Elastikum bestehendes Rohr von etwa 14 Zoll Durchmesser ist mit Luft gefüllt und umgibt jedes Rad. Ein solcher Wagen rollt ohne das mindeste Geräusch dahin und die Bewegung ist weit sanfter, als bei den gewöhnlichen, mit Federn versehenen Kutschen. Wird von einem solchen Wagen eine Person überfahren, so werden die Verletzungen verhältnißmäßig nur gering sein.

** Man schreibt aus Köln: „Der dramatische Dichter Roderich Benedix hat unserm Stadtrathe ein Memorandum zur Beseitigung der dringendsten Armuth eingereicht. Da dieser Schriftsteller seit mehreren Jahren sich als Mitglied der Meisterschaft mit Unterstützung der Dürftigkeit befaßt hat, auch von Haus zu Haus gegangen ist und die Verhältnisse, wie Keiner, kennt, so läßt sich von seinem Rathe das Beste erwarten.

** Herr v. Lagrence hat der Handelskammer von Lyon das Porträt des Kaisers von China überfendet. Dieses Bild ist auf Reispapier in Aquarell ausgeführt und zeichnet sich durch große Feinheit aus. Besonders ist auf das

Gesicht viel Fleiß verwendet und obgleich das Beiwerk etwas an die Tapetenmalerei erinnert, so gibt doch das Ganze von der Kunstpflege im „himmlischen Reich“ einen höhern Begriff, als man sich nach den drolligen Bildchen auf Porzellan u. s. w. zu machen pflegt. Se. chinesische Majestät ist in halber Figur dargestellt, das Szepter in der Hand; das Haupt bedeckt eine Art Toque mit einer Pfauenfeder; die Gesichtszüge sind sanft, über die Oberlippe zieht sich ein kleiner Schnurrbart; der Kopf ist kahl geschoren und verräth einen Mann in den fünfziger Jahren. Unter dem Porträt ist in chinesischen Charakteren die Aufschrift zu lesen: „Taotnan emperador de China.“ Diese Worte sind doch wol nur eine Uebersetzung.

Der gelbe Teufel.

Capriccio.

Ein Satan ist's, der Tag und Stunden
Für mich der Dualen viel erkümt,
Der oft am Morgen schon beginnt,
Wenn kaum der Traumgott mir entschwunden.

Will ich im geist'gen Schwung mich heben,
Dann schreit er mir wie toll in's Ohr;
Und läßt nicht nach, bis ich, wie vor,
Gelassen bleib' im Alltagsleben!

Zu seinem Ruffsz hat erkoren
Der Satan meine Achseln sich;
Bald heißt, bald kneipt, bald zerrt er mich
Und läßt mich nimmer ungeschoren.

Genäsig ist der gelbe Teufel,
Ob süß, ob bitter, klar, ob trüb,
Nichts unberührt von ihm noch blieb:
'S ist eine Teufelin sonder Zweifel!

Nur Eines bleibt noch unergründet,
Warum, umhüllt in dunkle Nacht,
(Im Dunkeln wächst sonst Satans Macht),
Gerade ihm der Muth entschwindet? — —

Und doch, trotz allen diesen Plagen,
Die stündlich ich erdulden muß,
Wär's mir zur Trauer, zum Verdruß,
Müßt ich ihn meiden, ihm entsagen.

Guch wundert's und ihr staunt mich an,
Daß ich den Satan lieben kann!?
Das kommt daher, auf daß ihr's wißt,
Weil der, von dem mich nichts verbrießt,

Nur ein — — Kanarienvogel ist!! —
Friedrich Stum p.

Lokal-Beitrag.

Theater.

Pesther Sommertheater. Am 2. d. M.: „der Zerrissene.“ Es wäre unbillig, mit den Darstellern der beiden Hauptparthien (Hr. Köck: Lips, Hr. Windisch: Gluthammer) strenge ins Gericht zu gehen, da Ersterer erst zum dritten Male als Schauspieler die Bretter betrat u. Letzterer sich in einem für ihn bisher ganz fremden Fache präsentirte. Herr Köck hat zum Komiker sehr viel Talent und er erheitert als solcher in eben dem Maße, als er durch sein treffliches Cellospiel zu rühren vermochte. Die

Kouplets, bei denen ihm seine Musikkennnisse und seine hübsche Stimme recht gut zu statten kommen, wurden lebhaft applaudirt und Manches wiederholt. Hr. Windisch war mitunter zu viel „Christophert“ und scheint das starke Auftragen den Behelfen der passiven Komik vorzuziehen, dessenungeachtet war er als Schloffer eine ergötzliche Figur und wir hoffen von seinem anerkannterwerthen Talente, daß er bei einer etwaigen zweiten Darstellung das rechte Maß besser treffen werde. Das Publikum lachte über ihn recht viel und bei einem so verwendbaren Schauspielers, der Alles spielt und nichts verdirbt, kann auch die Kritik manchmal ein Auge zubrühen. Die Nebenrollen hatten diesmal durchgehends vorzügliche Mitglieder übernommen — es wäre demnach überflüssig, das gerundete Zusammenspiel lobend hervorzuziehen. Das Haus war recht gut besucht. 5.

Vokalbemerker.

— Von der h. Statthalterei ist die Bewilligung zur Abhaltung einer Magistrats- Restauration herabgelangt u. zum königl. Kommissär Se. Erzellenz Moriz Graf von Almásy ernannt worden. Die Kommunität wird in Folge dieses hohen Reskriptes die nöthigen Verhandlungen zur Restauration nächstens vornehmen. 5.

— Wir erhielten von achtbarer Hand ein Schreiben, welches wir, wegen Mangel an Raum, hier nur im Auszuge mittheilen: „Wie oft recht ehrenwerthe Korporationen durch die Mißbräuche Einzelner beschuldigt werden, das hat die Dampfschiffahrtsgesellschaft bisher am meisten und schmerzlichsten erfahren. Als der Dampfer „Pest“ am 14. April auf der Thalfahrt in Baja landete und sich seiner Fracht entledigte, kamen gerade, als man die Bretter hineinzog, drei zurückgebliebene Reisende, — unter diesen auch ein kleiner württembergischer Knabe, dessen Eltern sich auf dem Schiffe befanden. Diese baten nun händeringend den Kapitän, den Knaben einzulassen, der nicht einmal eine Münze auf dem Kopfe hatte; aber vergebens! Der Kapitän wollte das Brett nicht wieder hinausschieben lassen, als hinge das Glück von Millionen von dieser einzigen Minute ab. Dem Zurufe des Herrn Agenten und den Verwünschungen der Passagiere hohnlächelnd, ließ er abhocken und war boshaft genug, so schnell fahren zu lassen, daß ein von dem wahren Agenten für die Zurückgebliebenen bemanntes Boot ihn nicht mehr einholen konnte. Die verkehrliche Direktion, welcher dieser Vorfall gewiß noch unbekannt ist, wird denselben hoffentlich einer Beachtung würdigen.“ — Dagegen wird in demselben Schreiben die Freundlichkeit des Kapitän der „Buda“ gerühmt, welcher kürzlich sein Schiff anhalten ließ, um zwei zu spät gekommene Damen aufzunehmen. 5.

— Die ungarische Akademie ward aufgefordert, für die Joseph-Industrieschule eine ungarische Grammatik auszuarbeiten und hat damit die linguistische Sektion beauftragt. 5.

— So eben erfahren wir, daß der Tenorist Hr. Zoob, der in letzterer Zeit wahnsinnig geworden,

vorgestern gestorben sei. Heute soll das Begräbniß stattfinden; Hr. Zoob war einst eine der kräftigsten Stützen der Oper des Nationaltheaters u. die Mitglieder desselben werden hoffentlich den einstigen Kollegen auch auf diesem letzten Wege das Geleit geben. 5.

— In den Weingärten des Blofsberges wurden alte Steinsäulen mit eingegrabenen Inschriften gefunden; — die ung. Akademie hat einige sachkundige Mitglieder zur Untersuchung derselben ausgesandt. 5.

— Herr Köhgyi, der bekannte Erfinder des so schnell allgemein beliebt gewordenen Nationaltanzes „Vigadó“ ist von seiner Reise ins östliche Ungarn wieder hier eingetroffen. Er hat seinen Vigadó auch in den dortigen Provinzstädten heimisch gemacht und dieser schöne Tanz ist auch dort zum Lieblingstanz geworden. 5.

— Vergangenen Freitag gab es vor der Szalidenkafas eine sonderbaren Auftritt. Es stand daselbst eine Menge Slovaken und betrachtete wermüthig die Vögel in den dort aufgestellten Bauern; vielleicht mochten sie sich das Gaudium vorgestellt haben, welches sie fühlen würden, wenn ihnen alle diese Vögel gebraten in den Mund flögen. Zufällig ging ein Advokat vorüber, dieser blifte mitleidig auf die Gruppe, rief dann einen Würsterverkäufer herbei und ließ jedem Slovaken eine Würst und eine Semmel verabreichen. Wie groß die Freude der Armen war, wissen wir nicht, aber die Freude des wahren Spenders war gewiß unvergleichlich größer! 5.

— Die Gewächshäuser des Hrn. Carl Mayer, Anfangs der Stadtwaldchen-Allee, gehören, mit ihren herrlichen Gartenanlagen, zu den schönsten, gemeinnütigen Zierden Pesths. Sowol die im gothischen Style erbauten Glashäuser mit ihren unterirdischen Apparaten, als die Tausende von Pflanzen, namentlich Blumen- und Camellen-Gattungen, die daselbst kultivirt werden, bieten eine herrliche Augenweide. Der Eigenthümer erklärt mit freundlicher Zuverlässigkeit jedem Gartenbesucher seine botanischen Seltenheiten, u. nimmt auch — zum Anbau großartiger Ziergärten in seiner Spezerei- u. Blumenhandlung, im Klopfinger'schen Hause, vis à vis dem Neboutengebäude, Bestellungen an. 5.

— Herrn Steingafner's Kaffeehaus im Szécheny'schen Hause, nächst der Promenade, dem Neugebäude gegenüber, wurde am 1. Mai l. J., unter den günstigsten Auspizien eröffnet. Der Andrang bei dieser Gelegenheit war enorm. Die geräumigen, imposanten, lichten Lokalitäten, die kunstvolle Malerei von den Hh. Guggemos, Kizerow u. Behner im byzantinischen Styl, Portraits u. Freske, freeso und enkaustisch, die freundliche Beleuchtung und das elegante Aneublement wurden allgemein bewundert. — Getränke, Erfrischungen, präzise und prompte Bedienung ließen nichts zu wünschen übrig; es herrscht nur eine Stimme, daß Steingafner's Kaffeehaus an Pracht, Zweckmäßigkeit und Bedienung, vieles derartig in Pesth bis jetzt bestehende übertreffe, und daß es der Erholungs-ort der noblen Bourgeoisie bleiben werde. D.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerstadt, Nr. 77, nächst der Schiffbrücke), in den Kunsthandl. der Hh. C. Miller, J. Wagner u. Treichlinger, u. in J. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servitutenplatz) in Pesth u. allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts- Buchdruckerei.